Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 11

Artikel: Entwicklung als sozialwissenschaftlicher Begriff
Autor: Behrendt, Richard F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161658

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anspannung der Bankenliquidität — vorwiegend subsidiär war. Die industrielle Investitionstätigkeit wird durch die Fremdarbeiterbegrenzung weitgehend in Schranken gehalten werden. Soll aber der Nachfrageüberschuß nicht erneut durch die öffentliche Hand und die private Bautätigkeit genährt werden, so muß die oben genannte langfristige Budgetierung und Koordination der öffentlichen und privaten Bauvorhaben so rasch wie möglich an die Hand genommen, und die öffentliche Hand für ihre zusätzlichen Bedürfnisse soweit wie möglich auf die Finanzierung durch Steuern verwiesen werden. Auf diese Weise wird man ein normales Wachstum ohne wesentliche Inflation aufrechterhalten können, während der Baubeschluß, der eine Verminderung des Bauüberhanges um etwa 1,5 Mrd. Franken ermöglicht hat, später durch die erwähnte Budgetierung ersetzt werden kann.

Nur durch eine solche Belebung des föderativen Gedankens der Zusammenarbeit wird es möglich sein, die schweizerische Wirtschaft sukzessive auf landeseigene Grundlagen zurückzuführen und an Stelle gewagter Expansion eine sichere Zukunft vorzubereiten.

Entwicklung als sozialwissenschaftlicher Begriff

RICHARD F. BEHRENDT

Der folgende Beitrag bildet die einleitende Grundlage eines Vortrages über «Gesellschaftliche Aspekte der Entwicklungsförderung», den der Verfasser auf der Tagung der Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (Verein für Socialpolitik) im September 1964 in Travemünde gehalten hat. In den hierauf folgenden Teilen beschäftigt sich der Verfasser mit «Soziologischen Problemen der Entwicklungsförderung», «Gesellschaftlichen Ursachen des Versagens bisheriger Entwicklungsmethoden» und der «Notwendigkeit einer sozialen Entwicklungsstrategie». Der Gesamttext wird später in den Schriften der Gesellschaft erscheinen. *Die Redaktion*

Entwicklung im heutigen Sinne als bisheriges Stiefkind sozialwissenschaftlicher Forschung

Der Begriff «Entwicklung» hat bekanntlich eine buntscheckige und ziemlich verwirrende Entwicklung durchgemacht. Ist er doch nicht nur — wie so viele sozialwissenschaftliche Begriffe — durch einen losen und vieldeutigen praktischen Sprachgebrauch belastet, sondern auch durch die Verwendung für zahllose quasi-wissenschaftliche und spekulative Zwecke abgewertet worden, so daß er, wie Schumpeter bemerkte, in den Sozialwissenschaften überhaupt diskriminiert war[1]. Dies hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten allerdings schlagartig geändert: Von Entwicklung, Entwicklungsländern und Entwick-

lungshilfe zu sprechen, ist heute nicht nur in der Tagespolitik, sondern in wachsendem Maße auch in der Wissenschaft Mode geworden. Dabei ist leider die Popularität dieser Begriffe ihrer wissenschaftlich gerechtfertigten Anwendbarkeit vorangeprellt. Es ist erstaunlich, wie selten sich sogar wissenschaftliche Autoren die Mühe nehmen, den Inhalt dieser Begriffe, die sie ständig verwenden, präzise zu definieren. Dies ist um so bedenklicher, als die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Literatur uns kaum brauchbare Muster für einen heute für diese Zwecke anwendbaren Entwicklungsbegriff bietet. Dies erklärt sich in erster Linie aus der zeit- und milieubedingten Konzentration auf die für die westlichen, relativ entwickelten Länder interessanten Fragen, unter Vernachlässigung der als bloße Satelliten betrachteten nichtwestlichen Gesellschaften. Zudem waren die «Entwicklungsstudien» nicht nur der Wirtschaftshistoriker, sondern auch der Volkswirtschafter und der Soziologen in der Regel retrospektiv und nicht zukunftsorientiert. Die systematischen und mit Substanz erfüllten Arbeiten unserer großen Vorgänger — in erster Linie natürlich diejenigen Max Webers, Lujo Brentanos und Werner Sombarts — sind zentriert gewesen auf die Erscheinung und den Begriff des Kapitalismus als eines erstmaligen und einmaligen Phänomens der *westlichen* Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft. Bei ihnen spielte das, was uns heute an der Vorstellung der «Entwicklungsländer» fesselt, so gut wie keine Rolle — nämlich die Frage nach der grundsätzlichen Möglichkeit, den Methoden und den zu erwartenden Ergebnissen systematischer Bemühungen um die Ausdehnung des wirtschaftlichen Wachstums und der sozialen Organisationsfähigkeit des sogenannt kapitalistischen Westens auf den Rest der Menschheit.

Im Einklang hiermit steht es, daß das Handwörterbuch der Staatswissenschaften noch in seiner vierten Auflage von 1926 keinen Artikel über Entwicklung, dagegen (in der alphabetischen Nachbarschaft) Artikel über Entschuldung des Grundbesitzes und über Erbbaurecht enthält. Auch im Sachregister (Band VIII, Jena 1928) und im Ergänzungsband (Jena 1929) findet sich das Stichwort Entwicklung nicht. Das gleiche gilt für das 1931 von Alfred Vierkandt herausgegebene Handwörterbuch der Soziologie, in dessen Sachregister zwar nicht von Entwicklung, dafür aber von «Untergang der modernen Kultur» die Rede ist. Erst das neue Handwörterbuch der Sozialwissenschaften hat Artikel über Entwicklung gebracht, und zwar, berechtigterweise, gleich zwei, nämlich unter wirtschaftlichen und soziologischen Gesichtspunkten.

Bis vor kurzem ist der Begriff Entwicklung im sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Denken eigentlich nur rückwärtsgewandt verwendet worden, im Denken darüber, wie das Bestehende entstanden ist, wie wir «es so weit gebracht haben», also nach den Ursprüngen des modernen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems, das man lange, in der Nachfolge Marx', als kapitalistisch kennzeichnen zu können glaubte, aber auch evolutionistisch beeinflußt, also in dem Bestreben, im bisherigen Geschehen eine einheitliche, in sich konse-

quente und wenn möglich sogar «sinnvolle» Entwicklung auf ein bestimmtes Ziel hin zu finden. Schumpeter meinte, daß das Problem der wirtschaftlichen Entwicklung auch in der wissenschaftlichen Nationalökonomie erst seit Marx und John Stuart Mill auftaucht — und auch bei ihnen unvollkommen —, wobei er unter «wirtschaftlicher Entwicklung» «die Entfaltung des Wirtschaftslebens als solche und nicht bloß seinen Kreislauf in einem bestimmten Zeitpunkt» versteht[2]. Aber auch bei diesen Denkern des vorigen Jahrhunderts spielte die Möglichkeit bewußter, planmäßiger Gestaltung der zukünftigen Wirtschaft und Gesellschaft durch den Menschen kaum eine Rolle. Sogar im Marxismus ist die Zukunftsgesellschaft ja ein fast automatisches Ergebnis einer objektiven Zwangsläufigkeit. Sowohl ihr konkreter Inhalt wie die Methoden ihrer Herausbildung bleiben vage und unklar. Der russische Kommunismus mußte infolgedessen — ganz abgesehen von der Ungunst der politischen Verhältnisse — mit praktisch nichts beginnen: ohne Vorarbeiten oder Erfahrungen aus irgend einem Teil der Erde bezüglich planmäßig gelenkter oder auch nur einheitlich gezielter Entwicklung. Die Naivität und Weltfremdheit von Lenins «Staat und Revolution» ist ein Symptom hiefür.

Sowohl die Apologeten wie die Kritiker des «kapitalistischen» Systems wie auch die Revolutionäre gegen dieses System waren von ihm fasziniert und in ihrem Denken beschränkt: fasziniert von den Leistungen dieses Systems als Zerstörer traditionaler, wirtschaftlich unproduktiver Ordnungen wie auch als Wegbahner, ja Schöpfer einer neuen Epoche zumindest potentiellen «Überflusses»; beschränkt durch die Vorstellung, daß sich nun auch alle künftige Entwicklung in den von diesem System gewiesenen und begangenen Bahnen strikter Zweckrationalität, wachsender Technologie und Industrialisierung, getrieben von vorbehaltlosem Arbeitseinsatz und Bereitschaft zu steten Neuerungen und Verbesserungen abspielen *müsse*. Anders gesagt: die Fortführung und Ausdehnung der verhaltensmäßigen und technischen Grundlagen des Kapitalismus wurde ernsthaft nie bezweifelt. (Ich spreche hier natürlich nur von rational argumentierenden Wissenschaftern, nicht von ahnungsvollen Wesensschauern.) Ob das jedoch durch die wirksame Übernahme dieser westlichen Vorbilder durch die nichtwestlichen Völker geschehen oder ob es die ständige Vorherrschaft der dynamischen Kernländer über die Mehrheit der Menschheit bedeuten werde, darüber finden wir kaum ernsthafte Überlegungen. Karl Marx war bekanntlich ein so prononciert westlicher Denker, daß sein ganzes System nur auf den für ihn zeitgenössischen Phänomenen des Frühkapitalismus in Westeuropa und den USA aufgebaut ist[3]. Weder bei Max Weber noch bei Sombart, noch bei Schumpeter spielen die Randländer der Dynamik eine Rolle[4] — bei Max Weber jedenfalls nur soweit, als ihre autochthonen Kulturen einen Vergleichsmaßstab für die ausschließlich westliche Erscheinung des Kapitalismus bieten können, aber ohne Behandlung der Frage, ob sie der Entwicklung des kapitalistischen Westens folgen werden. Selbst der Wirtschafts-

historiker Rostow konnte noch vor wenigen Jahren die Entwicklung der bisher Unterentwickelten lediglich im Fahrwasser der wirtschaftlich «Reifen» und nach ihrem Muster sehen.

Es sollte sich jedoch bald erweisen, daß es sich hier um einen westlichen Provinzialismus handelte, der seinen Träger teuer zu stehen kam: die in westlichen Denkstilen aufgewachsenen bolschewistischen Revolutionäre konfrontierten in der Frühperiode ihrer Herrschaft die Möglichkeit des Scheiterns in ihrer einheimischen Gesellschaft, die eben nicht durch das Übergewicht einer bereits mobil gewordenen industriellen Wirtschaft und Arbeiterschaft, sondern durch statische Landwirtschaft und traditions- und milieugebundenes Bauerntum gekennzeichnet war. Und die maßgebenden Denker des Westens — sofern man sagen kann, daß Denken im Westen in den letzten Jahrzehnten maßgebend gewesen sei — sahen sich immer wieder in der peinlichsten Weise durch die Ereignisse überrascht oder widerlegt, insbesondere in ihrer nun wahrhaft provinziellen, zumeist unausgesprochenen Annahme, daß die Hegemonie der wirtschaftlich fortschrittlichen und deshalb weltwirtschaftlich bestimmenden Länder über die große Mehrheit der noch überwiegend statisch strukturierten Menschheit ad infinitum weiterbestehen würde, oder daß sich doch eine allmähliche, im wesentlichen konfliktlose Integrierung der zurückgebliebenen Völker in den weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Rahmen ergeben würde, der in den letzten vier Jahrhunderten durch eine eigenartige, teilweise paradoxe Kombination von westlichem Forschungs- und Unternehmungsgeist, Organisationsfähigkeit, machtstaatlicher Expansionsneigung, wirtschaftlichem und politischem Liberalismus und Demokratie entstanden war.

Was immer die inneren Widersprüche dieser Ordnung waren, es handelte sich dabei um die erste menschheitsweite Gestaltung gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, politischer und geistiger Beziehungen. Sie war ausschließlich westlichen Ursprunges, erwachsen aus dem Vorsprung, den einige (durchaus nicht alle!) westliche Völker seit der Renaissance im Vorstoß in die dynamische Lebensgestaltung errungen hatten. Und sie mußte unvermeidlich auf die zunächst noch statisch verbleibenden Kulturen anregend, lösend und revolutionär wirken — und zwar nicht nur nach innen — gegen die unwirksam gewordenen traditionalen Ordnungen —, sondern auch nach außen, indem sie durch ihr konkretes Vorbild und ihre eigenen Lehren Rebellion gegen die einseitige Verteilung dynamischer Möglichkeiten zugunsten der westlichen Kernländer provozierte.

Hierzu kamen die durch die inneren Widersprüche der westlichen Ordnung verursachten zwei Weltkriege, die den Zusammenbruch der weltpolitischen Oligarchie, des «Konzertes der (westlichen) Großmächte» beschleunigte, welche für die letzten Jahrhunderte maßgebend gewesen war. Die Emanzipationsbewegung der nichtwestlichen «Unterentwickelten», sich nunmehr als «schlechtweggekommen» betrachtenden Völker, die allmählich, strukturell

hätte vor sich gehen können, mußte nun eruptiv, explosiv erfolgen. Und sie fand in allen Ländern des Westens — ganz gleich, welchem tagespolitischen Lager sie angehörten — sowohl die «Staatsmänner» wie die wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Denker geistig völlig unvorbereitet auch für diese völlig neuartigen Probleme und Aufgaben, die eben in der Ausdehnung der neuzeitlichen sozio-ökonomischen Dynamik auf die Völker bestand, die an ihr bisher nicht aktiv teilgenommen hatten.

Die Beschäftigung von Volkswirtschaftern mit Problemen der Entwicklungsländer ist bis vor kurzem auf weiten Strecken gekennzeichnet gewesen durch ein Pendeln zwischen der dilettierenden, den provinziellen Werturteilen und Schauweisen des dynamischen Westens verhafteten Geschichtsphilosophie der historischen Schule und den hochgradigen Abstraktionen der modernen Theorie. So verschieden und widersprüchlich diese Ansätze sind, so entschieden führen sie zum gleichen Ergebnis: Realitätsferne und geistige Distanz zu den Fragestellungen, zu deren Lösung sie beitragen sollen. Mit Werkzeugen, die durch ihre spezifische kulturelle Herkunft gekennzeichnet und in ihrer Wirksamkeit begrenzt sind, versucht man, komplexe Probleme zu lösen, die zwar nicht eine grundsätzlich andersgeartete Wissenschaftsmethode, wohl aber ihre Verfeinerung und Ergänzung durch eine breitere, interdisziplinäre Behandlung verlangen.

Es ist erstaunlich, ja bestürzend, wie wenig die so voluminösen und einstmals so einflußreichen Leistungen der deutschen historischen Schule der Nationalökonomie und der Wirtschafts- und Sozialhistoriker zum Verständnis der Probleme der heutigen sogenannten Entwicklungsländer beigetragen haben — und vielleicht auch beitragen können — und wie sehr man stattdessen die wirtschaftlichen Entwicklungsfragen im gesellschaftlich luftleeren Raum — ohne Berücksichtigung ihrer anthropologischen, soziologischen und psychologischen Dimensionen — zu lösen versucht hat.

Schmoller nannte sich im 1904 geschriebenen Vorwort zum 2. Band seines «Grundrisses der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre[5]» «einen Gelehrten, der... die psychischen und sozialen Entwicklungsprozesse ebenso verfolgt wie die rein wirtschaftlichen» — und er sah ja gerade darin und in der daraus entspringenden größeren Realitätsnähe die Überlegenheit der von ihm repräsentierten «historischen» Schule gegenüber der «theoretischen». Aber sein umfangreiches Werk enthält sehr wenig, was uns für die Lösung unserer heutigen Probleme der Entwicklungspolitik, die eben die «unterentwickelten» Gesellschaften betreffen, nützlich sein könnte.

«Die Anerkennung des Entwicklungsgedankens, als der beherrschenden wissenschaftlichen Idee unseres Zeitalters» nennt Schmoller an erster Stelle unter den «allgemeinen Gedanken und Zielen, welche den besten neueren volkswirtschaftlichen Werken in ihrer großen Mehrheit an die Stirne geschrieben sind[6]».

Aber es war eben eine «Entwicklung», die man sich immer noch als Produkt objektiver, naturgesetzlich wirkender Faktoren vorstellte — weshalb man sich denn auch kaum je intensiv mit der Frage nach den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungsformen und Trägern dieser vermeintlich zu erwartenden Entwicklung in denjenigen Ländern beschäftigte, die bisher an ihr nicht aktiv teilgenommen hatten — in Lateinamerika, Asien, Afrika, aber auch in weiten Bereichen des südlichen und östlichen Europa selbst. Bewußt oder unbewußt betrachtete man diese Länder als Dependencen oder Ableger der westlichen Entwicklung, deren Zukunft durch ihre materielle, politische und geistige Abhängigkeit von ihr bestimmt war. Dabei wurde meist als selbstverständlich angenommen, daß ungünstige rassische oder geographische Umstände diese Nachfolge auf eine teilweise und wenig schöpferische Nachahmung des westlichen Vorbildes beschränken würden. So verfügte man über einen festen, allgemeingültigen Maßstab, nach dem man — wie noch Schmoller gegen Ende seines Lebens — die ganze Menschheit in Naturvölker, Halb- und Ganzkulturvölker einteilen konnte, wobei die Höhe des «geistig-moralischen Lebens» und die Existenz einer «festen Sphäre persönlicher Freiheit» eine entscheidende Rolle spielte. Dies erlaubte es, die Völker des asiatischen Altertums und die indo-amerikanischen Reiche vor der Conquista zu den Halbkulturvölkern zu zählen und «die Chinesen als Volk der Halbkultur, die Japaner als im Übergang zur Vollkultur begriffen» zu bezeichnen[7].

Es ist hier nicht nötig, auf die groteske methodologische Brüchigkeit dieser Schauweise einzugehen, die technologische und soziologische Gesichtspunkte mit politischen und moralischen Werturteilen vermengte und zu unhaltbaren Ergebnissen gelangte. Was uns hier näher angeht, ist, daß man die Möglichkeit, diesen Maßstab zu handhaben, mit einem allzu hohen Preis bezahlte: durch die Anwendung von Kriterien, die den in Westeuropa um die Jahrhundertwende vorherrschenden Strukturverhältnissen und Vorurteilen entsprachen, verbaute man sich jedes Verständnis anderer Kulturen aus ihren eigenen Voraussetzungen und Zielen heraus und damit die Möglichkeit wirksamer Beziehungen mit ihren Angehörigen. Man errichtete oder erhielt ein System einseitiger Machtausübung von oben, nach dem Gutdünken kolonialer Verwaltungsbeamter, christlicher Missionare oder (in politisch selbständigen Ländern) unumschränkt waltender einheimischer Eliten, ohne echte Kommunikationen, die stets beiderseitig wirksam sein müssen. Man errichtete dualistische Staats- und Wirtschaftsordnungen, mit nur oberflächlich miteinander verbundenen autochthon-statischen, kleinräumigen und exogen-dynamischen, großräumigen Sektoren. Und man vernachlässigte auf diese Weise die Förderung von Fähigkeiten und Techniken der Orientierung und Beschlußfassung und Betätigung in immer rascherem Kulturwandel, die in der Mehrheit der Bevölkerungen der «zurückgebliebenen» Länder hätten wirksam werden können und sollen, um den Übergang von der Vergangenheit auf eine ent-

schieden andersartige Zukunft zu erleichtern und allzu krasse Situationen der Unsicherheit und des inneren Widerspruchs, allzu kostspielige Fehlleitungen von Produktionsfaktoren, allzu zerstörerische Konflikte zu vermeiden.

Ich kann leider nicht behaupten, daß sich meine eigene Disziplin, die Soziologie, in dieser Hinsicht als vorausschauender erwiesen hätte (trotz Comtes Wahlspruch «voir pour prévoir»). Sogar ein Max Weber hat, soweit mir bewußt ist, niemals ein Verständnis der Strukturwandlungen gezeigt, die durch den russischen Kommunismus und die Emanzipation der wirtschaftlich kolonialen — wenn auch großenteils politisch-nominell selbständigen — Gebiete in Übersee entstehen mußten, kein Verständnis also für die zukünftigen weltweiten Auswirkungen des Kapitalismus, an dessen historische Ergründung er, auch und gerade interkulturell-komparativ, so viel Scharfsinn und Fleiß gewandt hatte.

Es war die angelsächsische Schule der Kulturanthropologie — gekennzeichnet in erster Linie durch die Namen Bronislav Malinowski, Franz Boas, Ruth Benedict, Margaret Mead, Ralph Linton, Robert Redfield —, die uns — nach dem langen Versäumnis der kontinentaleuropäischen, überwiegend auf museale Artefaktensammlung gerichteten oder missionarisch interessierten Ethnologie[8] — erst recht eigentlich ein Verständnis der Problematik des entschiedenen Kulturwandels und der Akkulturation als Folge der Begegnung zwischen dynamischen und statischen Kulturen erschloß. Wenngleich die grundlegenden Ansätze dieser Forschungen zeitlich vor dem Einsetzen der Entwicklungshilfe liegen, gaben doch die unmittelbaren praktischen Bedürfnisse der USA während des zweiten Weltkrieges und Erfahrungen, die aus den zahllosen neuen interkulturellen Begegnungen während dieser Zeit gewonnen wurden, ihnen starke zusätzliche Impulse. Da interdisziplinäre Forschung und Lehre in den USA glücklicherweise nicht tabu ist, erhielten auch zahlreiche Soziologen Anregungen, so daß wir heute über eine sehr voluminöse und großenteils auch aufschlußreiche Monographienliteratur, ganz überwiegend in Englisch und in geringerem Maße auch Französisch, verfügen. Es muß allerdings gesagt werden, daß — unter dem Gesichtspunkt der praktisch gerichteten Entwicklungspolitik — diese Arbeiten fast wirkungslos geblieben sind, da sie in der Regel weder von den Politikern noch von den Volkswirtschaftern — als den beiden Faktoren oder Polen der bisherigen Entwicklungspolitik — zur Kenntnis genommen worden sind.

Voraussetzungen eines sozialwissenschaftlichen Entwicklungsbegriffes

Wenn wir nun versuchen, einen für unsere Zwecke brauchbaren Entwicklungsbegriff zu umschreiben, so müssen wir zunächst die folgenden Anforderungen an ihn stellen:

a) Er muß wissenschaftlich sein, also rational und empirisch überprüfbar und nicht spekulativ-geschichtsphilosophisch oder subjektiv-intuitiv begründet; dies bedingt eine Begrenzung auf ökonomische und soziale Aspekte, um so eine quantifizierende Behandlung zu ermöglichen;

b) Er muß eindeutig sein, muß sich also von dem kautschukartigen praktischen und auch von dem bisher üblichen vieldeutigen wissenschaftlichen Sprachgebrauch abheben;

c) Er muß praktisch brauchbar und demnach auf die Problematik anwendbar sein, die heute in den unterentwickelten Gesellschaften besteht; dies erfordert eine Ausweitung des in der Tradition volkswirtschaftlicher Literatur vorherrschenden Entwicklungsbegriffes, der — wenn ich recht sehe — lediglich das *Wachstum* des Sozialproduktes, nicht aber seine gesellschaftsstrukturelle *Verteilung* berücksichtigt. Dies entsprach sowohl der sozialrealen Situation des Frühkapitalismus, in der die «soziale Frage» noch nicht akut geworden war, wie auch in einem späteren Stadium der Tendenz zur Spezialisierung des ökonomischen Denkens. Die konkrete Problematik der heutigen Entwicklungsländer nötigt uns zur Annahme eines *weiteren* Entwicklungsbegriffes, der *Entwicklung als entschiedenen dynamischen Kulturwandel* versteht, welcher sich in den drei Dimensionen der Technik, der Wirtschaft und der Gesellschaft abspielt — Dimensionen oder Ebenen, die natürlich in enger Wechselwirkung untereinander stehen, zwischen denen jedoch erhebliche Diskrepanzen bestehen können und tatsächlich meistens bestehen, welche für die meisten Probleme der Entwicklungspolitik verantwortlich sind. Wir müssen also das *soziale* Element sowohl in die Zielsetzung wie auch in die bewirkenden Faktoren der Entwicklung hineinnehmen, wenn wir den Realfaktoren in allen heutigen Entwicklungsländern und in unseren Beziehungen mit ihnen Rechnung tragen wollen.

Begriffsbestimmungen

Ich möchte demzufolge versuchen, das komplexe Phänomen, das wir heute unter dem Rahmenbegriff «Entwicklung» begreifen, wie folgt zu gliedern:

a) *Entwicklung* als solche, verstanden als dynamischer Kulturwandel in einem Sozialgebilde, verbunden mit wachsender Beteiligung immer zahlreicherer Mitglieder an der Förderung und Lenkung dieses Wandels und an der Nutznießung seiner Ergebnisse. «Dynamisch» bezieht sich auf eine gesellschaftliche Lebensform, die gekennzeichnet ist durch langfristige, entschiedene Energieausweitung in allen Bereichen menschlicher Fähigkeiten und Betätigungen und die deshalb als langfristiges kulturelles Wachstum bezeichnet werden kann (wobei natürlich der Kulturbegriff der modernen Anthropologie verwendet wird, der *alle* menschlichen Lebensbereiche umfaßt). Nicht zuletzt gehört hier-

zu die Aktivierung von immer mehr Menschen als Teilnehmer an immer zahlreicheren zwischenmenschlichen Beziehungskreisen für immer vielfältigere Zwecke (also im Sinne wachsender Arbeitsteilung) und an Funktionen, die über die bloße Ausführung von Normen und Befehlen hinaus auch Mitwirkung an Beratung und Entscheidung über Zielsetzung und Nutznießung von entwicklungsgerichteten Maßnahmen erfordern.

Entwicklung in diesem Sinne ist eine in der gesamten menschlichen Erfahrung neue Erscheinung, gebunden an die Ersetzung sozialer Statik durch soziale Dynamik, die sich seit der Renaissance im Westen vorbereitet und seit der industriellen Revolution durchgesetzt hat.

Diese Auffassung stützt sich auf diejenige des amerikanischen Anthropologen Ralph Linton von den bisherigen drei Kulturphasen der Menschheit[9] und kann sich auch auf Schumpeter berufen, der — nach J. B. Clark — wohl als erster den grundsätzlichen Unterschied zwischen wirtschaftlicher Statik und Dynamik betont und darauf hingewiesen hat, «daß das Leben in einer stationären Volkswirtschaft sich von dem einer nichtstationären wesentlich und in seinen Grundprinzipien unterscheidet[10]». Natürlich erheben sich sofort berechtigte Bedenken gegen die Begriffe statische oder stationäre Wirtschaft (ich würde den letzteren Begriff nicht verwenden), da eine schlechthin passivstationäre Wirtschaft oder Gesellschaft kaum denkbar ist. Diese Begriffe beziehen sich jedoch, wie Schumpeter betont hat, nicht auf die Unveränderlichkeit der Wirtschaft als solcher, sondern der die Wirtschaft treibenden Kräfte[11], während Dynamik und Entwicklung dort vorliegen, «wo das wirtschaftliche Leben selbst seine eigenen Daten ruckweise ändert», zum Beispiel in der Ersetzung der Postkutsche durch die Eisenbahn[12]. Dynamik geht also stets diskontinuierlich — und, wie ich hinzufügen möchte, disproportional — vor sich.

b) *Entwicklungsprozeß* oder *Mobilisierung* bedeutet die Gesamtheit der Erscheinungsformen der Entwicklung als geförderter und gezielter Kulturwandel, insbesondere die Aktivierung bisher vergleichsweise statischer Kulturelemente — seien sie seelisch, geistig oder materiell — und die Lockerung, Umformung oder Auflösung traditionaler Verhaltensweisen und Gesellschaftsstrukturen, insbesondere hierarchisch-autoritärer, die strikt kastenmäßigen oder ständischen Ordnungsprinzipien mit äußerst begrenzten Möglichkeiten schichtungsmäßiger und beruflicher Mobilität entsprechen. Hierher gehören alle jene Wandlungen, die uns im wirtschaftlichen Bereich vertraut sind: von Selbstversorgungs- zu Marktwirtschaft, von Natural- zu Geldwirtschaft, von traditional-ständischer Bedürfnisbefriedigung zu maximalem Erwerbsstreben, von unmittelbaren, konkreten zu weiträumigen, «abstrakten» Marktbeziehungen, von Immobilität zu Mobilität des Bodeneigentums usw.

c) Unter *Entwicklungspolitik* oder *systematischer Entwicklungsförderung* wollen wir eine bewußte Kombination von Maßnahmen verstehen, deren subjektiv gemeinter Sinn und Ergebnis Beiträge zur Entwicklung im eben umschriebe-

nen Sinne sind. *Wirtschaftliche* und *soziale* Entwicklungspolitik sind einander notwendigerweise zugeordnet, die erste gerichtet auf Erhöhung der Produktionsfähigkeit und des Lebenshaltungsniveaus möglichst vieler Mitglieder des Sozialgebildes, die andere gerichtet auf die Erhöhung ihrer Bereitschaft und Fähigkeit, zur wirtschaftlichen Entwicklung beizutragen und ihre Nutznießer zu sein, einschließlich des sozialen Rahmens, das heißt der entwicklungsrelevanten gesellschaftlichen Schichtungsstruktur, also aller Normen, Verhaltensweisen und Institutionen, die die Auslese, die Ausbildung und den Einsatz von Arbeitskräften auf allen Bildungs- und Betätigungsebenen beeinflussen.

d) *Entwicklungsstand* bedeutet dann schließlich den jeweils erreichten Grad der Entwicklung. Dieser bestimmt sich aus dem Verhältnis zwischen dem Entwicklungspotential und dem gleichzeitig in einem konkret gegebenen Sozialgebilde in einem bestimmten Zeitpunkt verwirklichten Entwicklungsprozeß. Unter Entwicklungspotential verstehe ich den jeweils in einem bestimmten Zeitpunkt von Menschen irgendwo auf der Erde erreichten Stand des Wissens um Mittel, die zur Entwicklungsförderung geeignet sind, und der Fähigkeit, diese Mittel technisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich adäquat einzusetzen. Hierbei ist natürlich die Möglichkeit der Kommunizierung solchen Wissens und solcher Fähigkeit zwischen verschiedenen Kulturen und Gesellschaften Voraussetzung; aber diese Voraussetzung entspricht ja grundsätzlich den heutigen Gegebenheiten.

Wir können und müssen verschiedene Kriterien zur Messung des Entwicklungsstandes anwenden: In *technischer* Hinsicht das Ausmaß der menschlichen Naturbeherrschung; in *wirtschaftlicher* Hinsicht die Höhe des Sozialproduktes und seine Verteilung; in *sozialer* Hinsicht die Fähigkeit zu entwicklungsfördernder gesellschaftlicher Organisation. Im Rahmen dieser Terminologie können wir von entwickelten, unentwickelten und unterentwickelten Volkswirtschaften und Gesellschaften (anstatt des unpräzisen Begriffes «Entwicklungsländer») sprechen, ohne befürchten zu müssen, daß diese Ausdrücke als Zeugnisse westlicher Überheblichkeit gedeutet würden[13].

[1] Joseph Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 2., neubearbeitete Aufl., München-Leipzig 1926, S. 88—89. [2] Schumpeter, a. a. O., S. 84—86. [3] Vgl. Isaiah Berlin, Karl Marx, London 1956, S. 254—258; W. W. Rostow, The Stages of Economic Growth, Cambridge 1960, S. 157. [4] Für meine Auffassung dieses Begriffes muß ich auf mein Buch «Dynamische Gesellschaft: Über die Gestaltbarkeit der Zukunft» verweisen. Bern-Stuttgart 1963. [5] Zit. nach dem 13.—15. Tausend der 2. Auflage, München-Leipzig 1923, Bd. II, S. VI. [6] Gustav Schmoller, a. a. O., Bd. I, S. 124. [7] Schmoller, a. a. O., Bd. I, S. 232—233. [8] Als wichtige Ausnahme muß hier der Deutsche Richard Thurnwald genannt werden. [9] Ralph Linton, The Tree of Culture, New York 1955. [10] Schumpeter, a. a. O., S. 86. [11] Schumpeter, a. a. O., S. 75f. [12] Schumpeter, a. a. O., S. 94. [13] Die hier nur angedeutete Problematik behandelte ich ausführlicher in dem Buch «Soziale Strategie für Entwicklungsländer: Entwurf einer Entwicklungssoziologie», Frankfurt a. M. 1965.